

die Erlaubnis, morgen bei Tage Berena hier aufsuchen zu dürfen."

Ich gestehe, daß es mich trotz des zuversichtlichen Tones, in welchem ich meine Bitte gestellt habe, sehr überraschte, als die ehrwürdige Mutter sie mir mit einem kurzen Kopfnicken ohne weiters gewährte.

"Wie Du willst," sagte sie, "nur wähle Stunden, in welchen die Schwestern im Hause, oder besser noch, in der Kirche sind. Ich wünsche nicht, daß man Dich für alle so unheimlichen Platz hinter der Tazuswand aufsuchen sieht."

Die Priorin gieng noch einmal in das Nebenzimmer, und ich sah, wie sie sich einen Augenblick über die Schläferin beugte, dann schloß die Priorin die Thüren, und wir schritten schweigend dem Kloster zu.

VI.

Schwester Christine sah mich am nächsten Nachmittage mit ganz eigenthümlichen Blicken an, und ich überzeugte mich bald, daß die ehrwürdige Mutter sie von meiner Mitwissenschaft unterrichtet haben mußte; denn als Schwester Christine auf meine Frage, wie lange sie schon im Kloster sei, mir antwortete: "Seit meinem achtzehnten Jahre, und ich zähle bald dreiundfünfzig," und als ich dann weiter bemerkte, daß ich solch ein einförmiges Leben nicht ertragen würde, da sagte sie mit dem ihr eigenen ruhigen Lächeln, während ihr Blick durch das Corridorfenster hinaus die Tazuswand zu suchen schien: "Ach, Fräulein Teresa, man erträgt gar manches, was man erst meint, nicht überwinden zu können. Aber ich bin gern im Kloster, und mir erscheint das Leben hier nicht einförmig. Daß Sie, Fräulein Teresa, sich nicht daran gewöhnen könnten, glaube ich freilich; Sie gleichen einem Ihrer Verwandten, den ich kannte." —

Schwester Christine entfernte sich schnell, von einer Novize zur Oberin berufen, und ich konnte die gute Küchenschwester nicht fragen, in welcher Hinsicht ich Onkel Julian gleichen sollte, denn ich zweifelte nicht, daß Christine diesen gemeint hatte.

Ich stand jedoch noch bei dem Fenster des Corridors, als Schwester Christine wieder zurückkehrte und mir, wie sie sagte, im Auftrage der ehrwürdigen Mutter einen Schlüssel gab. „Er ist zu der kleinen Gitterthür hinter der Tageswand,“ fügte die Küchenschwester leise hinzu und ließ mich, wie um jeder weiteren Frage auszuweichen, wieder allein. Den Schlüssel in der Hand wägend, gieng ich zu derselben Stunde des Nachmittags, die ich tags vorher zu meinen Nachforschungen benützt hatte, in den Garten. Bald stand ich vor dem kleinen Häuschen hinter der Tageswand; jetzt bei heller Tagesbeleuchtung sah zwar die Scenerie nicht mehr so unheimlich aus, aber trotzdem erschien mir der Platz noch immer wüste und verfallen genug. Ich trat in das Haus und durchschritt die beiden Zimmer, in denen ich gestern Abend gewesen war, fand aber Niemanden. Schwester Berena war vielleicht in ihrem Garten. Ein schmaler Fußpfad führte mich um das Haus herum, bis zu einer kleinen Laube, und dort, im Schatten der dunklen glänzenden Blätter des wilden Weines, welcher sich an den Stäben der Laube heraufzog, saß Berena. Ich beobachtete sie einige Augenblicke, von ihr ungesehen. Sie beschäftigte sich damit, in einem kleinen Sandhügel auf dem Tischchen vor ihr, Grasshalme und Blumen zu stecken. Sie war so eifrig dabei, daß die zarten Wangen mit einem lieblichen, rosigem Schimmer überhaucht erschienen. Ich verursachte ein leichtes Geräusch, um die Arme durch mein plötzliches Erscheinen nicht zu erschrecken; da sah sie auf, die herrlichen blauen Augen in rühendster Kinderangst auf mich gerichtet. Zögernd mir erwiderte die sanfte Stimme meinen Gruß und schützend, als drohe Gefahr, breitete Berena beide Hände über den Hügel auf dem kleinen grünen Tische aus.

„Ich bitte, ihne mir nichts,“ flüsterte sie ängstlich, „ich bin ja immer gut gewesen.“ Ich versuchte, sie zu beruhigen und das gelang mir zu meiner Freude bald vollständig. Ich erzählte ihr, daß die ehrwürdige Schwester Sybilla mich geschickt hätte, um ihr, Berena, Gesellschaft zu leisten. Da dankte mir Berena, meinte aber, es sei ihr gar nicht bange, denn es kämen immer

sehr viele Leute zu ihr, sie seien eben erst alle fort-
 gegangen, aber wenn ich mit ihr spielen wolle, so sei
 ich ihr willkommen. Das dem Wahnsinne so oft eigene
 irre Lächeln zitterte dabei um den kleinen Mund. Ich
 gieng natürlich auf alle Ideen des bedauerungswürdigen
 Geschöpfes ein, welches in seinem Unglücke und seiner
 noch immer so holden Schönheit doppelt rührend war.
 Es gelang mir, ihr bald jede Scheu vor mir, der seit
 so vielen Jahren ersten fremden Erscheinung, welche in
 den eng begrenzten Kreis ihres Lebens trat, zu nehmen.
 Nichts in dem kindlichen zutraulichen Geplauder mahnte
 momentan an das düstre Geschick, welches mit seinen
 schwarzen Fittichen dieses schöne Haupt umrauschte, ja
 selbst der Wahnsinn Berenas äußerte sich in rührender
 Anmuth. Mir fiel unwillkürlich Shakespeares „Dphelia“
 ein, als Berena jetzt aus Gänseblümchen, Anemonen
 und Kamuffeln ein zierliches Sträußchen wand und es
 mir in den Gürtel steckte. Da hörte man plötzlich einen
 Wagen an der Landstraße hinter der Gartenmauer vor-
 überrollen, und wie mit einem Schlage änderte sich der
 Ausdruck in Berenas Gesicht in wahrhaft erschreckender
 Weise. Starres Entsetzen, eine fast krampfhaftige Spannung
 sprach sich in den Zügen ihres Antlitzes aus, indem sich
 ihr Kopf lauschend vornüberneigte. „Still, still,“ —
 flüsterten die blaß gewordenen Lippen, „er fährt davon,
 er kann mich nicht mitnehmen, weil sie mich festhalten,
 — aber ich komme schon, ich komme. Warte auf mich,“
 — und jetzt begann Berena erst leise, leise — aber
 allmählig immer stärker anschwellend jenes Lied zu singen,
 mit seinem melancholischen Tonfall, mit seinem klagenden
 Refrain: „Mein Mütterlein weint zu Haus.“ Fünf
 bis sechsmal wiederholte Berena dieselbe Strophe, als
 ich es aber endlich versuchte, sie bei der Hand zu fassen,
 da sagte sie so unbeschreiblich traurig, daß ich mich tief
 erschüttert fühlte: „Darf ich denn wieder nicht singen,
 Sybilla? — Ich muß ja suchen — suchen. Er kann
 ja nicht früher kommen, bis ich nicht das Andere ge-
 funden habe. —

„Mein Mütterlein weint zu Haus,“ sang sie wie-
 der, und setzte sich auf die Bank in der Laube. Noch

immer bewegten sich, wie flüsternd, ihre Lippen, doch wurde kein Laut mehr hörbar, endlich saß sie nur in sich zusammengesunken da, während die großen Augen mit dem unstillen Blick des Irrsinns über die grüne Umgebung schweiften.

Ich erhielt keine Antwort mehr, so daß ich endlich zu gehen beschloß. Sie bemerkte es nicht, im Fortgehen hörte ich sie aber wieder summen: „Mein Mütterlein weint zu Haus!“ —

Wie sehr mich das Bild der armen Wahnsinnigen ergriffen hatte, läßt sich in Worten nicht ausdrücken, obwohl sich mir jener Moment, da ich zum erstenmale der schönen unglücklichen Nonne gegenüber stand, unauslöschlich eingeprägt hat. Als ich wieder in meinem Zimmer war, setzte ich mich sofort zu dem Schreibpulte, um meinem Vater alles, alles zu erzählen, was ich in den wenigen letzten Tagen erlebt und erfahren hatte; auch nach Onkel Julian fragte ich ihn wieder und bat dringend, mir dessen Aufenthaltsort womöglich anzuzeigen, da ich mich mit der Absicht trug, ihm zu schreiben.

Täglich wanderte ich von nun an zur bestimmten Stunde in das kleine Haus hinter der Taxushecke, und bald hatte ich so sehr das Vertrauen der armen Berena gewonnen, und sie hatte sich bald so sehr an mich gewöhnt, daß sie mich erwartete und voll Freude begrüßte, wenn ich kam. Doch gab es auch Tage, an denen Berena in trostloser Schwermuth vor sich hin brütend dasaß, immer und ewig ihr Lied mit blassen Lippen summend. An solchen Tagen war kein Wort aus ihr herauszubringen, wie zu Stein geworden saß die Unglückliche dann da und starrte mit den großen Augen, in denen nichts, nichts zu lesen war, in's Weite.

Ich lebte die ganze Zeit in einer namenlosen Aufregung und Unruhe. Der Verkehr mit der armen Wahnsinnigen, für die ich täglich innigeres Mitleid empfand, erregte mich, bei meinem, ich möchte sagen, Bedürfnisse zu helfen, während ich doch so ohnmächtig war, diesem Bedürfnisse zu genügen, auf das höchste.

Eines Abends begleitete ich, wie ich jetzt öfter zu thun pflegte, in später Stunde die Priorin nach dem

Asyl der Unglücklichen. Es war eine Mondscheinnacht, so herrlich wie jene erste, welche mich in den Kloster-räumen gesehen hatte. Schweigend schritten wir die kiesbestreuten Wege entlang, und schon von weitem drang die klagende weiche Stimme an unser Ohr.

Wir fanden Verena, hell vom Monde bestrahlt, vor der Gartenmauer stehend und sehnsüchtig daran hinausblickend; der kleine liebliche Mund sang unermüdet dieselbe monotone Weise. Jedesmal aber sah sie nach dem Refrain nachdenkend zu Boden, um nach wenigen Augenblicken dieselbe Strophe wieder zu beginnen. Uns sah die Arme noch nicht.

„Wenn ich nur wüßte“, sagte die Priorin leise zu mir, wie es kommt, daß Verena gerade diese eine Strophe im Gedächtnisse behalten hat, während alles Uebrige für sie doch wie ausgelöscht erscheint.

„Ich glaube“, erwiderte ich nachdenklich, „daß Verena jedoch das dunkle Bewußtsein hat, daß jenem Verse andere folgten, und es hat mir schon lange den Eindruck gemacht, als wären es diese vergessenen Strophen, welche die Arme so beharrlich sucht.“ Ich hielt inne, ein Gedanke, der mich fast überwältigte, durchzuckte mich plötzlich, ich faßte nach der Hand der ehrwürdigen Mutter und flüsterte ihr mit zitternder Stimme zu: „Ich kann das Lied und werde, wenn Verena die erste Strophe zu Ende gesungen hat, die zweite beginnen.“

„Um Gotteswillen, nein,“ fuhr die Oberin angstvoll auf, welche wohl in meinem Gesichte las, was mich bewegte, „das könnte Verena tödten.“

„Das wird es nicht, Gott wird barmherzig sein!“

Ich schritt entschlossen eine kurze Strecke die Tauruswand entlang, so daß jetzt die schlanke Gestalt Verenas, welche mir den Rücken zuehrte, mir gerade gegenüber in einer Entfernung von vielleicht fünfzig Schritten erschien. Der ehrwürdigen Mutter bedeutete ich, noch näher zu gehen; sie folgte dem Winke und barg sich hinter dem Stamme einer dichtlaubigen Platane. Einen Moment war jetzt alles still, nur ein Leuchtkäferchen flatterte auf, und betäubend duftete in

meiner Nähe wilder Jasmin und Nachtschatten. Da sah ich plötzlich, wie sich Berena auf die Spitzen ihrer Füße stellte und über das Gesträuch an der Mauer hinübergrieff und tastend mit der kleinen Hand die Steinwand berührte, und im gleichen Augenblicke begann sie wieder ihr Lied :

„In die weite weite Ferne,
Da ziehet der Bursche hinaus.
Ihm glänzen nicht Sonne, nicht Sterne,
Sein Mütterlein weinet zu Haus.“

Noch erzitterte der letzte Ton in den Lüften, da begann ich, die Rechte fest auf mein laut schlagendes Herz gedrückt, die zweite Strophe des verhängnisvollen Liedes :

„Bohl sieht er Städte und Länder,
Und höret des Meeres Gebräus ;
Doch heimwärts geht all' sein Sehnen,
Sein Mütterlein weint ja zu Haus.“

Ich war vor Erregung kaum im Stande, die Strophe zu Ende zu singen. Bei dem ersten Laut meiner Stimme hat sich Berena, wie von einem Schlage berührt, umgewandt, und ich konnte gerade in ihr liebliches, vom Mondlicht verklärtes Gesicht schauen. Sie hielt sich mit einer Hand fest an den Zweigen des Gebüsches, neben dem sie stand, den Kopf horchend vorgeneigt mit der Haltung, mit dem ganzen Ausdruck einer in höchster Spannung Lauschenden. Als ich weiter sang, da ließ sie die Zweige los und streckte beide Arme in der Richtung aus, in welcher ich stand, ohne mich jedoch sehen zu können. Und als ich jetzt den Refrain wiederholte, da schluchzte es von dem blaffen Mädchenmunde erst auf, und Thränen zitterten in der Stimme, die jetzt leise, leise mit mir sang :

„Doch heimwärts geht all' sein Sehnen,
Sein Mütterlein weint ja zu Haus.“ —

Und jetzt sah ich, wie die Unglückliche erbebte, schwankte und wohl zu Boden geglitten wäre, hätte nicht Mater Sybilla zu rechter Zeit sie mit ihrem starken Arme schützend umfassen und Berena an ihre Brust gebettet, wie ein krankes Kind. Ich eilte Angst

beflügelt, so rasch es in meinen Kräften stand, hinzu; mit krampfhafter Hefigkeit hatte Verena ihre Arme um Sybillas Nacken geschlungen, ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte den ganzen zarten Körper mit solchem Ungestüm, daß die Priorin sie kaum zu halten vermochte, und jetzt löste sich die entsetzensvolle Spannung in den einzigen, in unbeschreiblichem Tone hervorgestoßenen Ausruf: „Julian!“ —

Die ehrwürdige Mutter erbehte und schien in diesem Augenblicke auch ihre ganze Beherrschung zu verlieren.

„Ruhe, um himmelswillen“, flüsterte ich ihr schnell zu, „alles steht auf dem Spiele“.

„Verena,“ sagte ich zu der Kranken, „liebe, gute Verena, können Sie mich hören?“

Sie lag noch immer in Sybillas Armen.

Doch jetzt wandte sich ihr Gesicht nach mir, ein ängstlich fragender Blick traf mich aus den weit geöffneten Augen, kaum merkbar schüttelte sie den Kopf, noch einmal rief sie sehnüchtig, leise: „Julian;“ dann schlossen sich die blauen Augen, und in tiefer Ohnmacht sank das blonde Haupt auf die Schultern meiner Tante. Wir trugen Verena in ihr Schlafzimmer und bewachten sie. Ihre Ohnmacht war in einen tiefen Schlummer übergegangen. Die Priorin saß stumm da, nur Thräne auf Thräne lief die blassen Wangen hinab, und von Zeit zu Zeit flüsterte sie: „Es ist wie damals, so wie damals!“

Sie meinte jene Unglücksnacht, in welcher sie die Flucht der Liebenden verhindert hatte.

So vergiengen Stunden, da endlich, als schon das erste blasser Rosenlicht im Osten aufdämmerte und mit mattem Strahl die bleiche Schläferin traf, da hoben sich endlich ihre Lider, und groß und bewußt sahen die schönen blauen Augen nach uns hin. In sprachlosem Stannen weilte ihr Blick bald auf der Priorin, bald auf mir, während wir in angstvoller Spannung schweigend auf ihr erstes Wort harrten.

„Warum sind wir denn hier, Schwester Sybilla,“

fragte sie endlich leise und ungewiß, „bin ich denn krank?“

„Ja, mein liebes, liebes Kind, Du bist krank gewesen, doch Gott sei ewig gelobt, Du wirst wieder gesund werden,“ rief die Priorin mit halb erstickter Stimme und zog überwältigt die kleine weiße Hand, die sich nach ihr ausstreckte, an ihre Lippen.

„Was thun Sie denn, Schwester Sybilla?“ sagte Berena erröthend, „war ich denn so sehr krank? ich fühle mich ja ganz wohl.“ „Wer ist das Fräulein“, fragte sie plötzlich, auf mich deutend. „Meine Nichte Teresa Delékyi,“ sagte die ehrwürdige Mutter zu meinem Erstaunen, wahrscheinlich in ihrem Glücke vergessend, daß sie keine Verwandtschaft anerkennen wollte.

„Ich glaube, ich habe Sie schon gesehen, aber vor langer, sehr langer Zeit,“ sagte Berena sinnend und schaute mich prüfend an. „Mein Kopf schmerzt, wenn ich nachdenke, ich werde mich wohl an alles erinnern. Wie lange war ich denn krank, ich weiß ja von nichts — wo ist Schwester Christine?“

„Sie ist jetzt beschäftigt, wird aber bald zu Dir kommen, doch Du mußt nur recht ruhig und still sein, mein liebes Kind,“ sagte die Priorin zärtlich zu der Kranken. „Du warst lange krank.“ —

„Zwölf Jahre,“ dachte ich bei mir. —

„Ich bin aber nicht in meiner Zelle, wo sind wir denn?“ fragte Berena wieder.

„In dem kleinen Gartenhäuschen, da ist es viel ruhiger für Dich, aber frage jetzt nichts mehr; Du wirst bald ganz gesund werden, und dann mit uns dem Herrn danken, der Dich genesen ließ.“

„Genesen!“ wiederholte Berena leise, und wieder sank der Kopf in die Kissen.

Und „genesen!“ sagte auch ich mit einem Gefühle überquellenden Dankes gegen den Herrn.

Es schien allerdings, als habe mein Lied die Nacht des Geistes von Berenas Seele genommen; denn wie mildes Morgenroth dämmerte nach und nach alles Erinnern in ihr auf. Trotzdem wagten wir nicht, uns allzu

sanguinisch frohen Hoffnungen hinzugeben. Vollends fürchteten wir, die geringfügigste Veränderung in Berenas Lebensgewohnheiten auf unsere eigene Verantwortung vorzunehmen. So ließ denn die Priorin gleich nächsten Tages den alten Klosterarzt rufen, der ja Berenas Zustand kannte. Der alte Herr sah mich erst ganz mißtrauisch an, als ihm die ehrwürdige Mutter von dem von mir unternommenen Wagetücke erzählte, das stets nach der ersten Strophe abbrechende Lied der Unglücklichen zu vervollständigen. Als er aber zu Schwester Berena geführt wurde und sie ihn erst lange ganz fremd und nachdenklich ansah, endlich aber mit einem leisen Lächeln des Erkennens ausrief: „Der Herr Doctor! Ich habe Sie so lange nicht gesehen,“ — da räusperte sich der gute, alte Herr sehr vernehmlich und öffnete und schloß seine goldene Tabaksdose so unvorsichtig, daß ein guter Theil des kostbaren Staubes auf die Dielen fiel; doch wirklich eine Priße zu nehmen, vergaß diesmal der Herr Doctor.

„Freilich lange nicht gesehen, lange nicht,“ brummte er endlich, als ihn Berena, wie verwundert über sein Schweigen, noch immer ansah. „Na, lassen Sie mich mal den Puls fühlen.“ Willig reichte Berena ihm die Hand und ertheilte ruhig und klar Antwort auf alle Fragen des Arztes über ihr Allgemeinbefinden.

Ich beobachtete nur, daß der Doctor bei diesen allerdings ziemlich nebensächlichen Fragen scharf Berenas Blick im Auge behielt. Endlich stand der alte Herr mit einer so nachdenklichen Miene auf, daß alle meine Befürchtungen wieder rege wurden. „Kennen Sie dieses Fräulein,“ fragte er, auf mich deutend. „Ja,“ antwortete Berena, „Schwester Sybilla hat mir gestern noch gesagt, das Fräulein sei ihre Nichte.“

Wir hatten Berena nämlich noch nicht mitgetheilt, daß Sybilla bereits seit zwölf Jahren Priorin sei. — Der Arzt nickte befriedigt mit dem Kopfe. — „Schön, schön,“ sagte er. „Bitten Sie das Fräulein, daß sie, so viel es nur ihre Zeit erlaubt, bei Ihnen bleibt. Sie werden eine gute Gesellschafterin an ihr haben.“ — Er betonte „gute“ so bedeutungsvoll, daß ich auf's

Neue anfieng, meinen Hoffnungen zu vertrauen. Meine Tante begleitete den Herrn Doctor hinaus und nahm seine Verhaltensmaßregeln entgegen.

„Da hat die ewige Allmacht wieder einmal ein Wunder gewirkt,“ sagte der Doctor ernst, als er mit meiner Tante allein war, dann forderte er aber dringend die höchste Vorsicht und befahl, die Lebensweise Berenas bis in die geringfügigsten Einzelheiten ungeändert fortbestehen zu lassen. Mittheilungen aus der Vergangenheit sollte Berena erst nach mehreren Tagen gemacht und ihr die Kunde des Geschehenen gleichsam Tropfen um Tropfen beigebracht werden. Der Doctor kam nunmehr täglich, um nach Berena zu sehen, obwohl er nicht mehr eigentlicher Klosterarzt war und überhaupt keine Praxis mehr ausübte. Der eigenthümliche Fall interessirte ihn auf's Höchste.

Mit Berena gieng eine wunderbare Veränderung vor sich. Sie war wohl ruhig und sanft wie immer, doch zu gleicher Zeit erschien ihr ganzes Wesen wie von einer durchgeistigten Heiterkeit erfüllt. Nur ihren Fragen nach der Vergangenheit, die sie jedoch selten genug that, hörte man eine unbestimmte Aengstlichkeit an. Und als wir sie in den ersten Tagen immer wieder auf spätere Aufklärung vertrösteten, da fragte sie endlich gar nicht mehr. Schwester Christine, welche über die wahrscheinliche Genesung ihres Lieblings wie verklärt von Freude erschien, weilte nebst mir, so oft es nur angieng, in der Gesellschaft Berenas, und diese schien in der That zu der guten alten Küchenschwester das meiste Vertrauen zu haben. Oft saß Berena still da und streichelte nur liebevoll die hartgearbeitete Hand Christinens und schaute, ohne ein Wort zu sagen, mit einem tiefen Blicke in deren treue Augen.

Körperlich erschien Berena, abgesehen von einer großen Schwäche, vollkommen wohl, so daß der Arzt ihr gestattete, in meiner Begleitung Spaziergänge im Garten zu unternehmen. Dadurch war die ehrwürdige Mutter gezwungen, ihre Nonnen von Berenas Dasein und Krankheit in Kenntniß zu setzen; auch daß Berena noch keine Klosterkleidung tragen könne, da man von

dem Anlegen einer solchen eine neuerliche Aufregung für ihren Geist befürchtete, theilte die Priorin, wie sie es für ihre Pflicht hielt, den Schwestern mit, um jedem staunenden Zweifel derselben vorzubeugen.

Noch immer bewohnte Verena das Gartenhäuschen. Sie sollte ihre Zelle erst wieder beziehen, wenn sie alles erfahren haben und mit Wahrscheinlichkeit kein Rückfall in ihre Geisteskrankheit zu befürchten sein würde. Ich betrachtete in Gedanken Verena durch ihre Krankheit von jeder Verpflichtung gegen das Kloster entbunden; ob jedoch meine Tante ebenso dachte, vermag ich auch heute noch nicht zu entscheiden.

Endlich machte die geistige Genesung Verenas solche Fortschritte, daß wir es wagen konnten, ihr vorsichtig von dem Tode Mater Polyxenas und von den dadurch im Kloster erfolgten Aenderungen zu erzählen.

Verena hörte mit stummem Staunen zu, und als die Priorin schwieg, da fragte sie nur leise: „Und wie lange ist die gute Mater Polyxena todt?“

Da die Priorin mit der Antwort zögerte, fügte Verena mit wehmüthigem Lächeln hinzu: „O, fürchten Sie nicht, daß Ihre Mittheilungen meiner Gesundheit schaden könnten. Wie lange sind Sie, Schwester Sybilla, unsere ehrwürdige Mutter?“

„Schon seit längerer Zeit“, erwiderte meine Tante ausweichend.

„Warum sagen Sie mir nicht bestimmt, wie lange es her ist?“ fragte Verena wieder. „Ich fange an zu ahnen, daß meine Krankheit sehr lange gedauert hat; aber sagen Sie mir den Zeitraum immerhin, ich werde nicht erschrecken.“

Angstvoll prüfend weilte das Auge der Priorin auf Verenas bleichem Gesichte; dann sagte sie zögernd mit leiser Stimme:

„Ich bin seit zwölf Jahren Priorin.“

„Seit zwölf Jahren!“ wiederholte Verena tonlos; etwas wie ungläubiges Entsetzen prägte sich in ihren Zügen aus, deren Lieblichkeit zwölf Jahre nicht zu verwischen vermocht hatten. Sie fragte nichts weiter. In diesem Augenblicke tönte Glockengeläute von der Kloster-

kirche herüber. Berena horchte auf und fragte dann plötzlich: „Läutet man zur Vesper?“

„Ja, mein Kind,“ antwortete die Priorin, froh, daß die Gedanken Berenas von ihrem eigenen traurigen Schicksale abgelenkt erschienen. „Willst Du vielleicht mitkommen?“

Berena schüttelte den Kopf. „Ich möchte nicht, wenn ich nicht muß,“ sagte sie mit einem ungewissen Blicke auf die Priorin.

„Du brauchst nichts zu thun, was Du nicht willst,“ beruhigte diese mild, und Berena athmete erleichtert auf. Der Gedanke war ihr offenbar peinlich, den Pflichten nachkommen zu sollen, welche das Kloster auferlegt.

Wenige Tage später gieng ich mit Berena in den Garten. Bis jetzt hatte ich es immer vermieden, der unglückseligen Gartenmauer bei diesen Spaziergängen nahe zu kommen; doch heute erklärte Berena, daß sie das Führeramt übernehmen wolle, und ich ihr auf jenen Wegen folgen müsse, welche sie einschlagen werde. Zu meinem höchsten Befremden schritt sie sofort der Gartenmauer zu und stand lange vor einer bestimmten Stelle derselben in tiefen Gedanken verloren.

Ich fürchtete, sie zu unterbrechen; doch endlich drückte Berena leise meinen Arm an sich und flüsterte: „Alles wird mir lebendig, alles. Hier war es!“

„Kommen Sie fort von hier, Berena,“ bat ich, besorgt über die möglichen Folgen der Erinnerungen, welche dieser Platz in Berena erweckte.

„Lassen Sie mich nur,“ wehrte sie ab. „Ich habe es ja schon gesagt, daß ich alles Schwere und alles Schreckliche von nun an zu ertragen im Stande bin. Die Wirklichkeit kann kaum so entsetzensvoll sein, als meine Phantasie dieselbe mir vorspiegelt; und deshalb wäre es wohl gut, wenn Sybilla, ich meine die ehrwürdige Mutter, mir alles sagte. In meiner Seele herrscht ja Frieden und Ruhe; mir ist, als schlummerte ich wachend in Gott.“

Ich wiederholte natürlich meiner Tante diese Aeußerungen, und da seit dem geistigen Wiedererwachen Berena's schon Wochen vergangen waren und wir über

ihren Gemüthszustand beruhigt sein zu können glaubten, so entschloß sich die Priorin, der armen Schwester Verena so schonend als möglich und in vorsichtigster Weise das Vorgefallene zu erzählen. Mit einer wunderbaren Fassung nahm Verena alle Mittheilungen entgegen; nur als Julians Name genannt wurde, da erbebte Verena, und als Sybilla sagte, daß ihr Bruder für sie verschollen sei, da flossen die Thränen der armen Nonne still und heiß.

„Ich möchte ihn sehen, o, ich möchte ihn sehen!“ rief Verena endlich mit schmerzlicher Sehnsucht, unbehindert um die Anwesenheit der Priorin. „Ich möchte ihm sagen, daß“ — — Verena brach ab und fügte nach einer Pause hinzu: „Doch der Wille des Herrn geschehe! Gott ist ja gnädig und barmherzig in Ewigkeit.“

Wieder schwieg sie und fragte dann ängstlich: „Sind die Sachen, welche mir gehörten, noch im Kloster, oder wurden sie an meine Eltern geschickt?“

Die ehrwürdige Mutter schien über diese plötzliche Frage so verwundert, daß sie wahrscheinlich nicht Zeit fand, zu überlegen, wie wenig nonnenhaft es war, von „seinem Eigenthum“ zu sprechen; mir dagegen war Verena's Frage um so klarer; die Arme dachte an ihr Tagebuch! Ich beeilte mich deshalb, ihr zu sagen, daß sie recht bald wieder ihre Zelle bewohnen solle, welche ganz unverändert geblieben sei; ich fügte hinzu, daß ich schon manchen Brief auf dem aufgeklappten Pulte des alten Secretärs geschrieben und mich dabei immer an dem Bilde der heiligen Cäcilia in seiner Nische erfreut habe.

Verena lächelte befriedigt.

„Meine verstorbene Großmutter glich dem Bilde, und es gieng in unserer Familie die Sage, daß jede Generation ein weibliches Mitglied zähle, welches die Züge der Heiligen trage.“

„In der gegenwärtigen Generation gleichen Sie dem Bilde, Verena“, wollte ich sagen, doch ich schwieg aus Rücksicht auf meine Tante.